

Bericht des Superintendenten gemäß Art. 120 Abs. 1d KO zur Kreissynode des Evangelischen Kirchenkreises Trier am 10.11.2018 in Schweich, Teil 2

Hohe Synode, meine sehr geehrten Damen und Herren,
„Die Verträge sind gemacht
Und es wurde viel gelacht
Und was Süßes zum Dessert

Freiheit Freiheit

Die Kapelle, rumm ta ta
Und der Papst war auch schon da
Und mein Nachbar vorneweg

Freiheit Freiheit
ist die einzige, die fehlt

Der Mensch ist leider nicht naiv
Der Mensch ist leider primitiv

Freiheit Freiheit
wurde wieder abbestellt

Alle die von Freiheit träumen
sollen's Feiern nicht versäumen
sollen tanzen auch auf Gräbern

Freiheit Freiheit
ist das einzige was zählt“¹

„So gibt es nun keine Verdammnis für die, die in Christus Jesus sind. Denn das Gesetz des Geistes, der lebendig macht in Christus Jesus, hat dich frei gemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes. Denn was dem Gesetz unmöglich war, weil es durch das Fleisch geschwächt war, das tat Gott: Er sandte seinen Sohn in der Gestalt des sündigen Fleisches und um der Sünde willen und verdamnte die Sünde im Fleisch, damit die Gerechtigkeit, die das Gesetz fordert, in uns erfüllt werde, die wir nun nicht nach dem Fleisch wandeln, sondern nach dem Geist.“ (Röm 8,1-4)

Freiheit, frei machen vom Gesetz – zwei Schlaglichter auf einen Begriff, der in seiner Bedeutung wieder große Aktualität gewinnt. Hat Westernhagen dieses Lied von Anfang der 90-iger Jahre, in denen es ungewollt zur Hymne der Wiedervereinigung wurde, in den letzten Jahren kaum mehr gespielt, so ist es seit einiger Zeit wieder auf seiner Unplugged-Tournee zu hören. Kombiniert mit der klaren Ansage, dass es wieder an Aktualität in einem ganz anderen Sinn gewinnt: Freiheit ist notwendig angesichts der Angriffe auf unsere Demokratie. In meinem Bericht in diesem Jahr werde ich das Thema Freiheit in fünf Punkten beleuchten.

¹ Marius Müller-Westernhagen, Freiheit, <https://www.westernhagen.de/songtexte/> (Abruf am 7.11.2018).

1. Freiheit in unserer Gesellschaft – die demokratische Frage

Angriffe auf die Freiheit, Angriffe auf die Demokratie und weltweite Versuche, Freiheit einzugrenzen, sind gehäuft wahrzunehmen und nahegekommen. Es ist unübersehbar: Rassismus, Antisemitismus, Angriffe auf Menschen anderer Hautfarbe oder Religion, Hass und Wut als tagtägliche politisch und gesellschaftlich Ausdruckweise der Kommunikation und die Klassifizierung und Ausgrenzung von Mitmenschen sind leider an der Tagesordnung. Und es muss uns zu denken geben, dass nach einem Bericht der Süddeutschen Zeitung vom 8.11.2018, die einen soziologische Umfrage an der Uni Leipzig zitiert, „rund ein Viertel der Deutschen eine ablehnende Haltung gegenüber Ausländern“ hat.²

Insofern ist es von hoher Bedeutung, dass wir uns als Christen und als Mitglieder dieser Gesellschaft gegen alle Formen von Rassismus, Gewalt und Ausgrenzung stellen. Und natürlich haben wir uns gestern, am 80. Jahrestag der Pogromnacht am 9. November 1938 an vielen Orten erinnert an die grausamen und unmenschlichen Verbrechen der Nazizeit in Deutschland. Und jeder, der glaubt, man könne dieses grausame Kapitel unserer Geschichte wie auch immer verdrängen oder verniedlichen, dem sei deutlich entgegengehalten, dass die Zukunft unseres Landes und Europas nur auf dem Boden der historischen Erinnerung gelingen kann. Freiheit heißt, Verantwortung zu übernehmen für das, was war, was ist und was kommt.

Als Christen folgen wir dem christlichen Leit- und Menschenbild, demzufolge der Mensch Ebenbild Gottes und alle Menschen gleich sind. Wir stehen auf gegen Rassismus, Antisemitismus, Hassreden und menschenverachtende Kommunikation. Nicht mit uns. Wir treten ein für die Freiheit und Würde jedes Menschen, die Religionsfreiheit, die freie Entfaltung der Persönlichkeit des Menschen. Wir stehen damit auf dem Boden der biblischen Tradition und des Grundgesetzes.

Die Philosophin und Publizistin Carolin Emcke hat in einer Kolumne in der Süddeutschen Zeitung deutlich gemacht: „Der Extremismus ist in die Nähe gerückt.“ Sie fordert, Demokratie in unserer Gesellschaft zu erweitern und zu vertiefen, für Vielfalt, für Menschlichkeit. Dass genau das ein Projekt für die Mitte der Gesellschaft sei.³ Die Mitte der Gesellschaft, das sind doch wir. Wir als Christen in dieser Gesellschaft, wir als Kirche. Und wir als Angehörige dieser Kreissynode. Wir werden als Christen für diese demokratische Gesellschaft eintreten und die Demokratie bewahren.

1969 hat der damalige Bundeskanzler Willy Brandt den Slogan „mehr Demokratie wagen“ geprägt. Heute gilt es, mehr Demokratie zu tragen. Mit unserem Eintreten für ein christliches Menschenbild als Grundlage für unser gesellschaftliches Handeln. Heribert Prantl, Mitglied der Chefredaktion der Süddeutschen Zeitung, schreibt in seinem Kommentar zum 9. November, der auch der 100. Jahrestag der deutschen Demokratiegeschichte ist: „Nicht das Schicksal schreibt Geschichte, Menschen machen das, gut oder schlecht.“⁴

² Süddeutsche Zeitung vom 8.11.2018, <https://www.sueddeutsche.de/politik/studie-einstiegsdroge-in-den-extremismus-1.4200893> (Abruf am 8.11.2018).

³ Carolin Emcke in der Süddeutsche Zeitung vom 1.9.2018, <https://www.sueddeutsche.de/politik/ausschreitungen-in-chemnitz-der-extremismus-ist-in-die-naehe-gerueckt-1.4111911> (Abruf am 29.10.2018).

⁴ Heribert Prantl, in: Süddeutsche Zeitung vom 9.11.2018, <https://www.sueddeutsche.de/politik/jahre-republik-deutschland-1.4202559> (Abruf am 9.1.2018).

Wir sind die Mitte, wir sind die Kirche, wir sind Deutschland, wir sind Europa und wir stehen für eine tolerante, demokratische Gesellschaft in unserer Heimat. Mit unserem Eintreten für Demokratie und Menschlichkeit folgen wir damit nicht nur dem theologischen Gedanken der Gottebenbildlichkeit sondern auch dem Bekenntnis, dass unser Gott ein menschlicher Gott ist.

Dieses Eintreten für Menschlichkeit und Freiheit geschieht in unseren Gemeinden und Einrichtungen ganz alltäglich und natürlich. Es ist nur an der Zeit, heute wieder offensiv daran zu erinnern und es laut und deutlich in die Gesellschaft hineinzutragen. Aus der Mitte in die Mitte. Demokratie muss gestaltet werden. Wir können sie nicht einfach nur passiv laufen lassen. Wir müssen aktiv mitmachen.

2. Freiheit der Verkündigung – die pastorale Frage

Damit das weiter geschehen kann, braucht es neben allem ehrenamtlichen Engagement in unserer Kirche auch eine verlässliche hauptamtliche Struktur. Dies können wir heute mit der Beratung und Beschlussfassung des sogenannten Planstellenkonzepts in besonderer Weise umsetzen.

Leitend dabei sind die Erkenntnis und der Grundsatz, dass wir auch in Zukunft eine verlässliche hauptamtliche Struktur an Planstellen für die pastorale Arbeit in unseren Gemeinden benötigen. Ohne alle Details zu benennen, die Diskussion kommt dann heute Nachmittag, ist mir aber eins wichtig: wenn wir es beschließen, werden wir mit der Umsetzung dieses Konzepts die jetzt vorhandenen Stellenanteile bis 2025 erhalten.

Das Konzept ist so flexibel, dass es auf wahrscheinlich anstehende Änderungen in der Besetzbarkeit von Pfarrstellen und die Großwetterlage der Personalplanung und -steuerung reagieren kann. Auch, um die strukturellen Nachteile, die wir aufgrund unserer geographischen Situation haben, zu kompensieren.

Wir haben aber erkannt, dass wir bis mindestens 2025, einer Zeit des Übergangs, die vorhandenen Stellen benötigen werden. Es wird jetzt vor allem die Frage sein: wie gewinnen wir Menschen, die bei uns in der pastoralen Arbeit tätig sind? Nicht nur Pfarrerinnen und Pfarrer. Auch Diakoninnen und Diakone, Gemeindepädagoginnen und -pädagogen und Pastorinnen und Pastoren.

Das ist eine große Gemeinschaftsaufgabe, bei der alle gefordert sind. Das heißt etwa, dass wir mehr in die Befähigung und Begleitung von Haupt- und Ehrenamtlichen, die Fort- und Weiterbildung investieren müssen. Dass wir personalplanerisch und personalentwicklerisch viel mehr tätig sein müssen. Zum Beispiel, indem wir in unseren Gemeinden und Einrichtungen Menschen suchen, fördern und motivieren, einen Beruf in diesem im weitesten Sinne pastoralen Segment, also der Arbeit mit Menschen einzuschlagen.

Da ist Luft nach oben, es heißt auch, besser und schneller zu sein, gute Angebote zu machen, zu motivieren, hier zu bleiben, oder hierher zu kommen. Das alles gilt auch für unsere Schule, für die funktionalen Dienste im Bereich der Jugendarbeit, des Religionsunterrichts und der gesamten Bildungsarbeit.

Es wird auch in Zukunft um die Inhalte der pastoralen Arbeit und ihre Ausgestaltung gehen. Nach dem im Sommer von der EKD bekannt gegebenen Mitgliederrückgang in der Evangelischen Kirche hat es einen interessanten Kommentar dazu in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung von Reinhard Bingener gegeben. Er schreibt unter anderem:

„Für die Kirchen wäre schon viel gewonnen, wenn sie ihrer Mitarbeiterschaft halbwegs trennscharf vermitteln könnten, an welchen Stellen man die Entwicklung hinnehmen muss und wo man alle verbliebene Energie aufbieten muss, weil sich durch Anstrengung etwas erreichen lässt. In diese Kategorie fallen teils ganz einfache Dinge: eine bessere Erreichbarkeit der Hauptamtlichen vor Ort, die sorgfältige Vorbereitung von Trauungen, Taufen und Beerdigungen, verstärkte Bemühungen um Face-to-Face-Kontakt zur eigenen Mitgliedschaft“.⁵

Wenn man das hört, denkt man sich, na ja, das ist ja alles einfach. Scheit es aber nicht zu sein. Was heißt das für uns übersetzt? Bessere Erreichbarkeit kann ja nicht bedeuten, immer erreichbar zu sein. Diese Diskussion führt in die Irre. Bessere Erreichbarkeit heißt für mich: verlässlich erreichbar zu sein, das transparent nach außen sichtbar zu machen und in einer angemessenen Zeit und je nach Dringlichkeit zu reagieren.

Die Kasualien sind demnach so wichtig wie nie. Trauungen, Taufen, Beerdigungen, also die Passagenriten, geben uns die Gelegenheit an Schnittpunkten des Lebens mit Menschen in der volkskirchlichen Gemeindesituation und vor allem darüber hinaus in Kontakt zu kommen. Deshalb ist eine verlässliche und gute Vorbereitung auch in Zukunft notwendig. Richten wir unser Augenmerk genau darauf.

Der dritte Punkt in Bingeners Argumentation ist der persönliche Kontakt zu den Menschen vor Ort. Um genau das in volkskirchlichen Bedingungen und Situationen weiter zu gewährleisten wurde unser Planstellenkonzept ausgearbeitet. Wir werden also auch unter sich verändernden Bedingungen zu gewährleisten haben, dass das Verhältnis zwischen hauptamtlichen Stellen und Gemeindemitgliedern in einem angemessenen Maß bleibt. Denn die Arbeit kirchlicher Verkündigung, die Kommunikation des Evangeliums ist vor allem eine personale, das macht die Struktur der biblischen Geschichten und Aussagen eindrücklich deutlich.

Ich will überhaupt nicht ausschließen, dass es neue Wege der Kommunikation, der Medien, der Kanäle usw. gibt. Auch nicht, dass Menschen heute ortsungebunden mit Kirche in Kontakt kommen wollen. Aber die personale Kommunikation, die face-to-face-Beziehung bleibt von höchstem Wert. Das gilt für den Bereich der funktionalen Dienste unseres Kirchenkreises ebenso.

Noch einen Aspekt des Artikels will ich hier beleuchten. Man muss ja hinschauen, welche Arbeitsbereiche Bingener nennt, und welche nicht. Den Sonntagsgottesdienst nennt er nicht. Das halte ich durchaus für bemerkenswert. Zeigt es meines Erachtens doch, dass der traditionelle Sonntagsgottesdienst aus der Betrachtung von außen geringer eingeschätzt wird. Er ist anscheinend vor allem und gerade dann, wenn er keinen besonderen Anlass hat,

⁵ Reinhard Bingener in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 15.8.2018, <http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/christliche-kirchen-verbuchen-mitgliederverluste-15738039.html> (Abruf am 9.10.2018).

in der Außenwirkung ein Teil des inneren Kreises der Gemeinden. Das ist nicht problematisch. Aber es sollte uns zum differenzierten Nachdenken Anlass geben.

In eine ähnliche Richtung wie Bingener argumentieren auf durchaus andere Weise übrigens die Autoren Erik Flüge und David Holte in ihrem Buch „Eine Kirche für Viele“. Sie fordern, dass die Kirche all ihre Kraft und Mittel darauf verwenden müsse, „den Glauben ihrer Mitglieder zu stärken.“⁶ Kirche müsse das Prinzip des Aufsuchens, der persönlichen Nähe, der persönlichen Ansprache bzw. des persönlichen Gesprächs verfolgen,⁷ „dass mehr Beziehungen untereinander entstehen und damit Zugänge zum Gemeindeleben und zu kirchlichen Angeboten niedrigschwelliger werden.“⁸

3. Freiheit des Handelns – die finanzielle Frage

Es gilt auch: unsere Arbeit muss bezahlbar und planbar bleiben. Und auch hier gilt es Maß zu halten. Es gibt in unserem Kirchenkreis inzwischen Gemeinden, denen die steigenden Aufstockungsbeträge nicht mehr zugutekommen, weil sie durch die demographische Situation erheblich an Mitgliedern verlieren. Das wird uns nach und nach immer mehr betreffen.

Der KSV hat seit vergangenem Jahr sehr sorgfältig die Haushalte der Gemeinden analysiert und hier und da Hinweise gegeben, dass auf das eine oder andere zu achten ist. Meist ist es die personelle Ausstattung. Auf der einen Seite ist und war es gut, dass Instrumente zur Entlastung des Pfarrdienstes geschaffen wurden, die die Gemeinschaft des Kirchenkreises finanziert. Gleichzeitig wurden hier und da auch Stellen aufgestockt.

Auch dort wird es die Aufgabe bleiben, die Ausgaben im Maß zu halten und mittelfristig nicht durch zu hohe Ausgaben zu gefährden. Wenn höhere Aufstockungsbeträge und höhere Steuereinnahmen die Kassenlage aufgrund von zurückgehenden Mitgliederzahlen nicht mehr kompensieren, ist Handeln angesagt. Wir werden sehr präzise auf die Einzelfälle schauen müssen und auf der anderen Seite weiter solidarisch miteinander unterwegs sein.

Die Reflexion des Umgangs mit unseren Ressourcen ist eine notwendige Aufgabe. Das wird an einem Beispiel aus einem ganz anderen Bereich deutlich: Wir wissen längst, dass die Veränderung des Klimas Auswirkungen auf unsere Natur hat. Und dennoch verbrauchen wir weiter Ressourcen wie Kraftstoffe. Wenn aber die Autos immer größer und schwerer werden, verbrauchen sie auch mehr. Und wenn es dann aufgrund der Klimaveränderung mehr Trockenperioden gibt, die dazu führen, dass etwa der Rhein immer weniger Wasser führt und das wiederum dazu führt, dass in Rheinland-Pfalz weniger Kraftstoff auf dem Wasserweg transportiert werden kann, deshalb an Tankstellen dann Kraftstoff knapp wird, dann schließt sich der Kreis. Und es wird deutlich, dass Ressourcenverbrauch Auswirkungen hat.

⁶ Erik Flüge, David Holte, Eine Kirche für Viele statt Heiligem Rest, Freiburg u.a. 2018, S. 17.

⁷ AaO., S. 23, 38, 40.

⁸ AaO., S. 77.

4. Freiheit des Tuns und Lassens – die Frage nach den Belastungen

Alles, was ich bisher ausgeführt habe, mündet für mich in die zentrale Frage der kommenden Jahre: wie gehen wir mit unseren Ressourcen um und welche inhaltlichen Schwerpunkte setzen wir? Und das angesichts der Wahrnehmung, dass unsere Gemeinden, Einrichtungen, Haupt- und Ehrenamtlichen vielfach stark belastet und zum Teil sogar überlastet sind.

Damit sind wir nicht alleine, wir befinden uns in einem gesamtgesellschaftlichen Klima. Juli Zehs neuer Roman „Neujahr“ ist sozusagen der literarische Soundtrack dieses Zustands. Ein moderner Gesellschaftsroman, in dem der Protagonist, Ehemann und Vater zweier kleiner Kinder, von ständigen Panikattacken geplagt wird. In allen Teilen des Romans geht es um diese Frage der Selbstüberforderung und der eigenen Identität.

In einem Interview mit der Berliner Zeitung hat die Schriftstellerin und Juristin Zeh einen deutlichen Hinweis darauf gegeben, was Ihrer Ansicht nach zur Überforderung der Menschen führt: „Wir erleben eine tiefere Identitätskrise. Wenn man nicht weiß, wer man ist, dann versucht man, sich abzugrenzen, zum Beispiel vor Einwanderern. In den vergangenen Jahren wurden unter dem Stichwort Emanzipation viele Gewissheiten über Bord geworfen, auf denen sich sozialer Zusammenhalt stützte. Das war auch richtig. Es wurde allerdings nicht daran gedacht, dass das den Einzelnen überfordern kann, wenn ein Gott, eine Gruppe, ein Patriarch fehlt. Man sucht Rückzugsräume, das kann die Familie sein oder auch die Nation.“⁹

Die Krise der Identität und der Wegfall alter Gewissheiten führen zu Überforderung, das ist ihre Schlussfolgerung. Wenn ich das nicht nur privat oder gesellschaftlich, sondern auch auf unsere Kirche und unseren Dienst in dieser Kirche übertrage, dann kann ich gut nachvollziehen, was sie meint. Viele Prozesse, an denen auch wir beteiligt waren und sind, viele Fragen nach der zukünftigen Rolle unserer Kirche und unserer Arbeit, die ständig steigenden Ansprüche und Schlagzahl der Anforderungen, sind das Rezept für Überforderung. Ich kenne das von mir selbst und viele mit mir.

Ich habe auch in diesem Jahr unzählige Personalgespräche geführt, die die Dringlichkeit der Frage der personellen Ressourcen sehr deutlich macht. Eine Möglichkeit dessen, was wir tun können, ist die Beschäftigung mit den Vereinbarungsgesprächen. In einigen Kirchengemeinden war das schon intensiv auf der Tagesordnung, in anderen steht es an. Ich möchte alle dazu ermutigen, diesen Schritt zu gehen. Vielleicht ist er vorläufig. Aber die Frage, was wir mit unseren personellen Ressourcen tun wollen und was wir lassen müssen, steht an. Auch unter dem Gesichtspunkt der Gesundheitsfürsorge.

Leider machen wir trotz wichtiger Schritte wie Entlastungstellen in allen Regionen die Erfahrung von längeren Ausfällen und Krankheiten. Wir leben hier und da über unsere Verhältnisse und das geht auf Dauer nicht gut. Überforderung ist letztlich Unfreiheit. Weil wir dann von den Verhältnissen und Gesetzmäßigkeiten Getriebene sind. Und nicht mehr frei handeln und entscheiden können.

⁹ Juli Zeh in einem Interview mit der Berliner Zeitung, <https://www.berliner-zeitung.de/kultur/interview-im-zug-schriftstellerin-juli-zeh-bekommt-das-bundesverdienstkreuz-30434852> (Abruf am 12.10.2018).

5. Freiheit – die theologische Frage

Das Evangelium sagt uns zu: „Zur Freiheit hat uns Christus Jesus befreit! So steht nun fest und lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auflegen“ (Gal 5,1). Freiheit ist also auch eine eminent theologische Frage. Der Apostel Paulus hat diesen Satz in seiner Streitschrift, dem Galaterbrief, als Schlussfolgerung seines vorherigen Ringens platziert. Freiheit ist für Paulus durch Christus gegeben. Durch ihn und das damit etablierte Gesetz des Geistes, der Leben schafft (Röm 8,2). Freiheit wird bei Paulus konkret, wo der Mensch nicht mehr unter dem Gesetz der todbringenden Sünde lebt (Röm 8,2).

Paulus meint damit nicht das alttestamentliche Gesetz, die Tora. Er versteht unter dem Gesetz der todbringenden Sünde die menschliche Wirklichkeit im Hier und Jetzt. Sünde ist hier nicht moralisch gemeint, sie ist die Entfremdung von Gott, vom heilbringenden Leben bei Gott und des Menschen von sich selbst, wie er eigentlich gemeint war. Menschliche moralische Schuld ist nur Ausdruck, also Symptom dieser Sünde. Diese Gedankenwelt ist natürlich eine völlig andere, als wir sie heute haben, auch wenn der Begriff Freiheit uns aktuell erscheint.

Wenn ich den Paulusvers für uns heute übertrage, dann heißt er: Die durch Jesus Christus eröffneten heilsamen und lebensfördernden Gesetzmäßigkeiten haben uns befreit von den lebensfeindlichen, unheilvollen Gesetzmäßigkeiten unserer Wirklichkeit. Zu fragen ist also, welche vermeintlichen Gesetzmäßigkeiten uns in die Unfreiheit, in unheilvolle, unmenschliche, lebensfeindliche Verhältnisse, Strukturen und Abhängigkeiten treiben, die nicht dem Leben dienen.

Und dann sind wir auch wieder bei dem, was uns so belastet, dass wir nicht mehr frei sind, was uns überlastet, was wir nicht mehr tragen können und was uns krank macht, so dass wir nicht mehr kreativ und zugewandt, aufmerksam und liebevoll handeln und uns als Kirche den Menschen zuwenden können. Also das, was uns letztlich vom Menschlich-Sein entfremdet.

Theologisch gesehen begegnet uns Gott als Jesus Christus, als Mensch. Unser Gott ist menschlich. Alles, was unmenschlich ist, ist nicht seins. In letzter Konsequenz heißt das, alles, was uns vom Menschsein entfremdet, ist nicht nur unmenschlich, sondern auch Gott-fern. Das ist das, was die Bibel als Sünde, als Trennung von Gott bezeichnet.

Gott will, dass wir Menschen menschlich leben. Deshalb ist er uns als Mensch begegnet. Als Mensch Jesus Christus. Menschlichkeit ist Freiheit, ist Geschenk und Verantwortung zugleich. Und diese Verantwortung beschreibt Paulus im Galaterbrief sehr eindrücklich mit dem Verweis auf das Gebot der Nächstenliebe.

„Ihr aber, Brüder und Schwestern, seid zur Freiheit berufen. Allein seht zu, dass ihr durch die Freiheit nicht dem Fleisch Raum gebt, sondern durch die Liebe diene einer dem andern. Denn das ganze Gesetz ist in dem einen Wort erfüllt (3.Mose 19,18): »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!« (Gal 5,13f). Daraus folgt, wie es in einem Artikel der Wochenzeitschrift „Die Zeit“ ausgedrückt wurde, dass Freiheit als moderne Selbstbestimmung einerseits „und Sorge um das Wohlergehen anderer ... keine Gegensätze sein“ müssen.¹⁰

¹⁰ Die Zeit 14/2018, <https://www.zeit.de/2018/14/freiheit-werte-westen-geschichte> (Abruf am 9.10.2018).

Der Apostel Paulus hat in seiner Theologie tiefgründig das menschliche Wesen durchdrungen. Denn er weiß, dass die Wirklichkeit genauso aussieht, wie wir sie erleben und uns alltäglich Unfreiheit begegnet. Deshalb bezeichnet Paulus im Römerbrief das, was wir in unserer Wirklichkeit erleben, als Seufzen der Schöpfung. Also als das, was wir als Teil dieser Welt immer noch aushalten müssen, weil die endgültige Befreiung noch aussteht. Nach Paulus sind wir aber auf Hoffnung hin schon befreit. Für ihn ist das eine begründete Hoffnung, durch Christus verbürgt. Und dennoch bleibt diese Ambivalenz der erlebten Wirklichkeit und der durch Christus verbürgten Befreiung.

Diese Hoffnung treibt uns als Christen an, trotz mancher Angst, trotz der Klagen über das, was wir tagtäglich erleben. Und uns ist schon klar, dass wir alle Teil dieses leider zutiefst menschlichen Problems sind. Aber wir haben eine Hoffnung auf die Freiheit. Und deshalb setzen wir uns als in Christus schon befreite Menschen für diese Welt ein. Denn Freiheit heißt auch Verantwortung übernehmen für Menschlichkeit.

Genau das tun wir alle in unserem Dienst in der Kirche, in der Welt, in dieser Gesellschaft. Dafür danke ich Ihnen allen noch einmal. Denn es ist nicht nur ein notwendiger, sondern auch ein unsere Lebensgrundlagen erhaltender Dienst. Überall in der Kirche, in den Gemeinden, im Schuldienst, im Gefängnis, in den funktionalen Diensten unseres Kirchenkreises und der Diakonie, in allen Facetten unserer Arbeit. Es ist wunderbar, Teil dieses Dienstes zu sein. Tun wir es weiter, befreit, aber nicht überlastet. Frei, mit aller Verantwortung vor Gott und den Menschen. Und mit ganz viel Hoffnung für diese Welt und uns selbst.

Paulus drückt diese Hoffnung im 8. Kapitel des Römerbrief so aus:

„Denn ich bin überzeugt, dass dieser Zeit Leiden nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll. Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet darauf, dass die Kinder Gottes offenbart werden. Die Schöpfung ist ja unterworfen der Vergänglichkeit ..., doch auf Hoffnung; ... Denn wir sind gerettet auf Hoffnung hin. ... Denn ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch irgendeine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn“ (Röm 8,18f.24a.38f).

Sage ich es zum Schluss mit einer den Toten Hosen. Das klingt zwar anders als Paulus, aber in deren Song „Unter den Wolken“ geht es auch um die Spannung der Freiheit zwischen Hier und Jetzt und die Hoffnung auf Freiheit, die sich in Träumen ausdrückt:

„Unter den Wolken geben wir die Freiheit noch nicht her
Weil sie uns heute alles bedeutet
Unter den Wolken machen wir uns selbst ein Lichtermeer
Aus all den Träumen - aus unseren Träumen“¹¹.

Oder mit Herbert Grönemeyer:

„Das Leben ist ein Seiltanz
Ein hauchzartes Porzellan

¹¹ Die Toten Hosen, Unter den Wolken, <https://www.dietotenhosen.de/diskographie/songs/unter-den-wolken?track=12554> (Abruf am 7.11.2018).

Versuchung und Unwägbarkeit
Doch der Funke glimmt
Für einen Aufbruch
Der gegen alle Ströme schwimmt

Wie verbreitet sich der Mut des Herzens?
Wie enteilt man der Raserei?
Und bring ich Ruhe in die Bewegung
Und steht ich auf für ´ne weite Zeit“.¹²

¹² Herbert Grönemeyer, Mut, aus seinem Album „Tumult“, 9.11.2018.